

Sybille Krämer

„...il n'y a pas de voix neutre“ – „...es gibt keine neutrale Stimme“, Roland Barthes.<sup>1</sup>

## 1. Zur Marginalisierung der Stimmlichkeit

Ist das nicht eine Merkwürdigkeit: Zu sprechen gilt den Philosophen als das grundlegende symbolische Vermögen der Menschen. Schon Platon und Aristoteles ließen keinen Zweifel daran, daß die *mündliche* Sprache gegenüber allen Formen der verschrifteten Sprache primär sei. Mit Wilhelm von Humboldt wurde dann die ‚dialogische Natur‘ des Sprechens fast zum philosophischen Gemeingut; und das 20. Jahrhundert mit seiner sprachkritischen Wende rückte nicht nur die Umgangssprache – statt die am Vorbild formaler, also geschriebener Sprachen gewonnene Idealsprache – ins Zentrum philosophischer Aufmerksamkeit, sondern entdeckte und explizierte überdies die Handlungsdimension des alltäglichen Sprechens in Gestalt der Sprechakttheorie. Kaum ein anderes Sujet ist so zum Kreuzungspunkt philosophischer Schulbildungen geworden wie das Themenfeld der Sprache. Nur: All dies ändert nichts an dem schlichten Tatbestand, daß die Sprache, welche die Philosophen interessiert und die sie in ihren Reflexionen Kontur gewinnen lassen, eine weitgehend *lautlose* Sprache ist: Denn die für das Sprechen konstitutive Stimmlichkeit ist – allerdings gibt es Ausnahmen<sup>2</sup> – kein Gegenstand philosophischer Beachtung.

Stellen wir uns vor, daß Worte, die wir sprechen, nicht vergehen, sondern stehen (bleiben); so daß also mit jedem ausgesprochenen Satz die Welt von ein paar Entitäten mehr bevölkert würde. Schon diese Vorstellung zeigt: daß Sprache überhaupt so fundamental wie allgegenwärtig sein kann für die Belange des Menschlichen, ist mit ihrer fluiden Materialität durchaus verschwistert. Der Laut ist ein ‚Stoff‘, der die bemerkenswerte Eigenschaft hat, sich im Augenblick seines Entstehens zu verflüchtigen.

Warum aber bleiben die dem Sprechen eigenen lautlich-auditiven Merkmale so randständig und bleibt die Stimme als Organon und Medium des Sprechens so unthematisiert in der Sprachphilosophie?

Mit ihrer Neutralisierung der Lautlichkeit der Sprache steht die Philosophie allerdings nicht alleine; in der Sprachwissenschaft zeigt sich ein verwandtes Phänomen: Zwar ist die Einsicht, daß die Sprachwissenschaft sich zur Sprechwissenschaft zu gestalten habe, derweilen in der Linguistik nicht nur anerkannt, sondern ein Stück weit auch praktiziert.<sup>3</sup> Gleichwohl ist es signifikant, daß der Gründungsvater der modernen Sprachwissenschaft, Ferdinand de Saussure und mit ihm die phonologische Linguistik, den Sprachlaut als ein *hörbares* Ereignis aus dem Gegenstandsbereich der Linguistik ausgeschlossen haben.<sup>4</sup> In der strukturalistischen Perspektive kommt das Phonem nur ‚in den Blick‘, insofern es spezifizierbar ist in einem System negativer differentieller Oppositionen, d.h. aber durch seine Relation zu dem, was mit dem Auftreten des je artikulierten Laut gerade ausgeschlossen, was also im ausgesprochenen Worte abwesend ist. Das Phonem ist eine rein theoretische, somit geräuschlose Entität: Das, was es ist, verdankt es seinen formalen Charakteristika. Die Entkörperung der Sprache als linguistischem Gegenstand radikalisierte dann Noam Chomsky und weist eben dadurch der kognitiven Linguistik den Weg: In seiner Unterscheidung von ‚interner‘ und ‚externer Sprache‘ ist die wirklich geäußerte Sprache, die artikulierte Rede, nur ein Epiphänomen

---

<sup>1</sup> Barthes 1990, S. 280.

<sup>2</sup> Die bemerkenswerteste Ausnahme ist Nietzsche. Wir kommen darauf zurück. In der zeitgenössischen Philosophie sind es vor allem die Phänomenologen, welche die Stimmlichkeit reflektierten, so Don Ihde (1976) in den USA und B. Waldenfels (1994a, 1994b, 1999) in Deutschland. In einer nicht-phänomenologischen Perspektive in Frankreich: Barthes 1990 sowie in Deutschland: Mersch 2000.

<sup>3</sup> Exemplarisch: Geißner 1981, Pittam 1994.

<sup>4</sup> Saussure 1967, 141f: „Übrigens ist es unmöglich, daß der Laut an sich, der nur ein materielles Element ist, der Sprache angehören könnte. Er ist für sie nur etwas Sekundäres, ein Stoff, mit dem sie umgeht. Das bezeichnende Element in der Sprache ist seinem Wesen nach keineswegs lautlich, es ist unkörperlich, es ist gebildet nicht durch seine stoffliche Substanz, sondern einzig durch die Verschiedenheiten, welche sein Lautbild von allen anderen trennen.“

jener internen, mental und hirnpfysiologisch instantiierten – also unhörbaren – Sprache, die das eigentliche Objekt der Linguistik repräsentiert.<sup>5</sup>

Doch zurück zur Philosophie: Nehmen wir einmal an, die Diagnose einer ‚stimmlosen Sprache‘ als Bezugspunkt philosophischer Reflexion trifft zu. Aber warum soll(t)en wir diesen Umstand als eine *Vernachlässigung* deuten? Können wir nicht einräumen, daß es gute Gründe geben kann, wenn Philosophen die Sprachlichkeit gerade unabhängig von der Stimmlichkeit begreifen und erörtern? Um diesen Gründen auf die Spur zu kommen, wollen wir uns einige Eigenarten des Stimmlichen vergegenwärtigen.

## 2. Eine kleine Phänomenologie der Stimmlichkeit

In einer phänomenalen Perspektive treten zwei Dimensionen hervor, in denen Eigenarten der Stimmlichkeit Gestalt gewinnen: Einmal geht es um eine Perspektive, die mit den Begriffen Materialität, Leiblichkeit, Prozessualität und Ereignishaftigkeit des Lautlichen charakterisierbar ist; zum andern um eine Dimension, in welcher die Begriffe der Intersubjektivität, des Appellcharakters, der Affektivität und der Autorität des Stimmlichen eine Rolle spielen.

### (1) Materialität, Leiblichkeit, Prozessualität und Ereignishaftigkeit: Über die flüchtige Materie der Stimme.

Gehen wir aus von der Eskalation der Stimme im Schrei. Die erste menschliche Lebensäußerung ist der Schrei. Symptom dafür, daß wir atmen, also leben. „Leblose Dinge haben keine Stimme“, stellt Aristoteles fest.<sup>6</sup> In der phonischen Aktivität wird unser Körper zum ‚Stimmapparat‘<sup>7</sup>, zum Instrument: Ein durch Lungen und Bronchien geformter Luftstrom, der unsere Stimmbänder in Schwingungen versetzt und durch deren Vibration Töne erzeugt. Die Stimme beruht auf einer elementaren Motorik des Körpers: ihr liegt ein Wechselspiel zugrunde zwischen der ‚Immaterialität‘ des Atemhauchs, der Resonanzfähigkeit höhlenartiger Organe und der beweglichen Widerständigkeit der Stimmbänder. Welche Stelle auch eine Stimme auf der Skala zwischen Geräusch und artikuliertem Laut einnimmt: Ihre Klangfarbe, ihre Tonlage, ihre Lautstärke zeugen von der Verfassung des Körpers, der zum Organon der Verlautbarung wird.<sup>8</sup> Die Stimme ist weniger Gegenstand und Zustand, sondern sie ist Bewegung, ist Prozessualität. *Der ‚Ort‘ der Stimme ist die Aktivität des sie erzeugenden Leibes.* Die Stimme ist die Spur des Körpers im Sprechen. Das aber heißt: Der Körper *zeigt sich* in der Stimme.

Während also die Stimme da ist, wo die Motorik des Leibes sich vollzieht, haben die durch sie erzeugten Laute keinen Ort. Waldenfels vermerkt: „Töne und Geräusche werden nie seßhaft“.<sup>9</sup> Denn Laute – wie alles Akustische – gelten gewöhnlich nicht als Entitäten für sich, sondern werden identifiziert mit dem, *was* sie erzeugt.<sup>10</sup> Sobald wir ein akustisches Phänomen einem Ding oder einem Lebewesen zurechnen und das Geräusch somit als ein ‚Geräusch von etwas‘ identifizieren, hören wir keineswegs mehr ‚Geräusche‘ oder ‚Laute‘, sondern dasjenige, was ertönt: Wir hören ‚die Uhr ticken‘, doch gewöhnlich ist es wenig sinnvoll zu sagen: wie hören ‚das Ticken der Uhr‘. Allerdings ist bei der Identifikation des Akustischen mit seiner Quelle zu beachten, daß Geräusche dann weniger als Eigenschaften der sie verursachenden Dinge gelten, denn als deren aktivitätsbetonte *Äußerung*: Etwas hat eine Farbe, aber es *macht* ein Geräusch.<sup>11</sup>

<sup>5</sup> Über die externe Sprache, also die empirisch beobachtbaren Sprachäußerungen führt Chomsky aus: „The E-language that was the object of study in most traditional or structuralist grammar or behavioral psychology is now regarded as an epiphenomenon at best.“ Chomsky 1986, S. 25

<sup>6</sup> \*Aristoteles, De anima, zit. nach Mersch 2000, S. 79, der dieses Zitat zum Motto seiner philosophischen Reflexion der Stimme macht.

<sup>7</sup> Lullies 1972, S. 216ff.

<sup>8</sup> Ob mit Männer- oder Frauenstimme, ob ‚im Brustton‘ oder ‚mit Kopfstimme‘, ob eher schrill oder sonor gesprochen wird, variiert mit geschlechtlichen und organischen Dispositionen ebenso wie mit dem aktuellen Muskeltonus, mit Druck und Geschwindigkeit des geformten Luftstromes.

<sup>9</sup> Waldenfels 1994b, S. 490.

<sup>10</sup> Darauf hat Kedl 1981 mit Nachdruck verwiesen: „I hear a train‘ and ‚I hear a sound‘ are not on a par...“ (S. 38) und „I cannot think of what I hear as being someplace other than where the thing is which makes the sound. I locate sounds by locating what it is which makes them...“ (S. 40).

<sup>11</sup> Dazu Waldenfels 1994b, S. 489.

Diese Ortlosigkeit und Prozessualität des Lautlich-Akustischen – und nur darum ist es uns hier zu tun – verweisen auf seinen Ereignischarakter. ‚Ereignis‘ hier in einem durchaus unkomplizierten Sinne verstanden, als das, was singulär, einmalig, unwiederholbar ist. Kaum entstanden, ist der Laut auch schon verklungen. Eine Materie, die ganz und gar Bewegung ist, deren ‚Sein‘ in ihrem ‚Verschwunden-Sein‘ besteht, deren Anwesenheit nur Passage zur Abwesenheit ist. Der Laut ist eher Fluxus und Fluidum denn Stoff. Die verlautende Stimme verkörpert eine Ereignishaftigkeit par excellence.<sup>12</sup>

(2) Appell, Affektivität, Autorität: Das Stimmliche als ‚Urstiftung‘ von Intersubjektivität.

Kommen wir zurück zum Phänomen des ersten Schreis. Gibt es etwas Auffordernderes, Eindringlicheres als der Schrei des Säuglings? Ungerichtet, ohne Bedeutung im semantischen Sinne, jenseits aller Konvention, ganz und gar Anzeichen, unwillkürliche Spur eines Körpers, dessen Muskeln sich in seiner Bedürftigkeit anspannen, ist dieser Laut doch überaus signifikant, als Appell unfehlbar bedeutsam: Ein Schrei rüttelt den auf, der ihn hört. Vor dem „Notstand der Rede“<sup>13</sup>, der den Übergang vom Sprechen zum Schreien provoziert, steht die elementare Notsituation des Körpers, die sich im Schrei Bahn bricht. Die Intersubjektivität findet in der Stimmlichkeit ihre basale, vielleicht sogar ihre nachhaltigste, aber auch ihre machthaltigste Form.

Was im Schrei des Säuglings kulminiert: daß diese Stimme Fürsorge evoziert, oder – so sie nicht zum Schweigen kommt – uns nervlich zerrüttet, das gilt für jedwede menschliche Verlautbarung: Die Stimme kann anziehen oder sie kann abstoßen, kann binden oder entzweien; doch stets eignet ihr eine Kraft, die intersubjektiv wirksam wird. Stimmen berühren. „Das Wahrnehmen von Stimmen (ist) immer ein affektiver Prozeß.“<sup>14</sup> Auch beim Hören, wie schon bei der Stimmproduktion, arbeiten Physiologie, Physik und Phänomenalität zusammen: Wie alles Akustische haben Stimmen etwas Eindringliches. Gleich dem Auge ist das Ohr zwar ein Fernsinn. Doch anders als das Auge ist das Ohr nicht verschließbar: Töne, nicht aber Visuelles, können uns aus dem Tiefschlaf wecken.<sup>15</sup> Dem Akustischen eignet eine Distanzlosigkeit: Was wir hören, ist ‚innen‘ und ‚außen‘ zugleich. Ist es diese ‚Aufdringlichkeit‘, welche die Stimme prädestiniert, auch zur Elementarerfahrung von Macht und Ohnmacht zu werden? Agressivität und Defensivität, Imponiergehabe und Selbstverkleinerung zeigen sich – das dokumentieren ‚biophonetische Untersuchungen‘<sup>16</sup> – im Mischungsverhältnis der uns zu Gebote stehenden Register des ‚Brusttons‘ und des ‚Kopftons‘. Und was bedeutet die etymologisch verbürgte Nähe zwischen ‚Gehör‘ und ‚Gehorsam‘, ‚Horchen‘ und ‚Gehorchen‘? Warum verlieren Hitlers Reden, transkribiert zum Text, ihr Faszinosum und ihre Verführungskraft?

Jedenfalls: Die Lautgebung ist die basale Form appellativer und affektiver Bezugnahme auf den anderen. Sie ist praktizierte Intersubjektivität, und zwar vor aller symbolischen, legitimatorischen Bezugnahme auf den anderen in Gestalt von Geltungsansprüchen, die wir mit der Rede erheben oder zurückweisen können.

Doch selbst da, wo die Stimme weniger appellative, denn informative Funktionen erfüllt, eignet ihr eine Kraft der Überzeugung, die keineswegs – oder besser: noch gar nicht – zehrt von der Kraft des Arguments. Gebunden an die leibliche Präsenz des Sprechers – darauf haben Vernant<sup>17</sup> und im Anschluß an ihn Mersch<sup>18</sup> verwiesen – verbürgt die Anwesenheit des Redners einen Wahrheitsbezug der Rede. Eine in der körperlichen Anwesenheit wurzelnde Zeugenschaft<sup>19</sup> desjenigen, der spricht, für das, was er spricht. Beruht die Performanz der mündlichen Rede, ihre besondere Autorität, gerade darin, daß das gesprochene Worte sich als Aussage noch gar nicht abtrennen läßt von der Person? So daß in der mündlichen Rede de facto Wahrhaftigkeit und Wahrheit zusammenfallen?

Wir nannten es eine ‚Merkwürdigkeit‘, daß die Philosophie so nachdrücklich die Sprache, nicht aber die Stimme zum Objekt ihres Nachdenkens macht. Vielleicht sind wir den Gründen für diese ‚Neutralisierung der Stimmlichkeit‘ nun ein Stück näher gekommen.

<sup>12</sup> Zur Ereignishaftigkeit auch: Mersch 2000, S. 88ff.; Kolesch, S. 116ff.

<sup>13</sup> Waldenfels 1994a, S. 495.

<sup>14</sup> Kolesch 1999, S. 119.

<sup>15</sup> Senf 1989, S. 22.

<sup>16</sup> Trojan 1982.

<sup>17</sup> Vernant 1987, S. 192.

<sup>18</sup> Mersch 2000, S. 80ff.

<sup>19</sup> So sind Zeigen, Zeugen und Sagen im indogermanischen Sprachgebiet etymologisch verwandt.

### 3. Das intellektualistische Sprachkonzept: Wo aber liegt die Alternative?

Worauf achten Philosophen, wenn sie sich mit der Sprache auseinandersetzen?<sup>20</sup> ‚Logos‘ meint ursprünglich ‚Sprache‘. Doch seit ‚Sprache‘ und ‚Vernunft‘ – jedenfalls dem Worte nach – unterscheidbar werden, gibt es in der Philosophie ein Bestreben, deren Einheit wieder herzustellen. Und dies in zweierlei Versionen: Einmal ist das die Idee, daß die Sprache ein privilegiertes Organ der Repräsentation und Übermittlung von Gedanken, Wissen und Erkenntnis ist. Sei das nun in Gestalt der Auszeichnung der apophantischen Aussage vor allen anderen Redeformen oder als Konstruktion von Idealsprachen zwecks Repräsentation einer ihnen als vorgängig angenommenen logifizierbaren Ordnung der Welt. In der zweiten Version geht es um die Idee, daß die Sprache das Vernünftige nicht nur repräsentiert, sondern hervorbringt. Daß also im und durch Sprachgebrauch das Vernünftige sich nicht nur darstellt, vielmehr Vernunft kraft der Selbstreflexivität der Sprache im Sprechen entsteht. Das theoretische Umfeld dieser beiden Versionen von der ‚Logosauszeichnung der Sprache‘<sup>21</sup> birgt eine Fülle weiterer Ideen:<sup>22</sup> So die Annahme von der Existenz syntaktischer, semantischer und pragmatischer Universalien; von der Fundierung des Sprechens in einem Sprachwissen, dessen Kern die Kenntnis von grammatischen und pragmatischen Regelsystemen ausmachen; von der Idealisierung von Sprache und Sprechen als einem notwendigen Verfahren um sprachliche Universalien zu rekonstruieren usw. usw. Der Preis für ein logosorientiertes Sprachkonzept ist allerdings die in ihm angelegte Virtualisierung von Sprache und Kommunikation; es geht um die *Möglichkeit* von Sprache, um eine Kommunikation ‚sub specie aeternitatis‘, nicht aber um die *Wirklichkeit* unseres alltäglichen Sprechens und Kommunizierens. Doch dies bedeutet keineswegs, daß das logosorientierte Sprachkonzept eine bloße Fiktion ist; denn es hat ein ‚fundamentum in re‘. Diese nicht-fiktionale Verankerung im Realen liegt darin, auf einer Extrapolation und Stilisierung von Sprachspielen zu beruhen, die – bei näherem Hinsehen – *Schrift*gebräuche sind, sich also stützen auf Modalitäten des Umganges mit *Texten*. Das intellektualistische Sprachkonzept ist – so jedenfalls die Vermutung – einem impliziten Skriptizismus verpflichtet; ihm steht die Schrift – auf verschwegene Weise – Modell. Zumindest ex negativo hat unsere ‚kleine Phänomenologie der Stimmlichkeit‘ auch zeigen können, warum das so ist.

Rekapitulieren wir noch einmal die Besonderheiten der Stimmlichkeit:

- Im Fluxus des Sprechens verkörpert die Stimme Ereignishaftigkeit; die Aisthesis des gesprochenen Wortes ist von irreduzibler Singularität.
- Als vollzogener Machtgestus oder als Reflex gefühlter Ohnmacht, als eindringlicher und aufdringlicher Anspruch an den anderen, ist das Register der Stimme verwoben mit einem Typus der Zwischenmenschlichkeit, dessen Nährboden weniger das Argumentieren, denn der Affekt ist.
- Als Teil der elementaren wie existentialen Leiblichkeit der Sprecherzeugt die Stimme immer auch von unserer Bedürftigkeit, der ein Begehren eigen ist, das sich an den anderen richtet. In unserer Stimmlichkeit werden wir nicht nur als ‚Essenzen‘, vielmehr als konkret situierte leibliche ‚Existenzen‘ offenbar.

Wenn aber in der Stimme sich eine macht- und ohnmachtbezogene Form von Intersubjektivität, ein gefühlsmäßiges Gestimmtsein jenseits kognitiver Dispositionen, eine ästhetische Kraft, die nicht dem Logos zu Diensten ist, artikuliert, dann bricht sich in der Lautlichkeit Bahn, was der ‚Logosauszeichnung‘ von Sprache und Kommunikation gerade nicht subsumierbar, durch sie nicht instrumentalisierbar ist. So ist es kaum verwunderlich, daß ein Sprach- und Kommunikationskonzept, für welches das Sprechen nicht alleine durch Regelbeschreibung rationalisierbar ist, sondern überdies noch zur Springquelle von Rationalität und rationalem Verhalten avanciert, daß ein solches Konzept ohne die Reflexion der Stimmlichkeit bestens auskommt. Wie umgekehrt: Die Stimme einzubeziehen bedeutet dann, sich an einem nicht-intellektualistischen Sprachkonzept zu orientieren. Wir haben auch schon einen Wink, wie dabei methodologisch zu verfahren ist: Eine Alternative zum kognitivistischen Sprachbild zu entwerfen, heißt zuerst einmal, eine ‚performative Revision‘ seiner methodologischen Prämissen einzuleiten.

<sup>20</sup> Dazu: Krämer 2001.

<sup>21</sup> Dieser Begriff ist von Apel 1986.

<sup>22</sup> Mehr dazu: Krämer 2001, S. 95ff.

Das ‚Bauprinzip‘ intellektualistischer Sprachtheorien ist die Unterscheidung zwischen Schema (System, Regelwerk) und Gebrauch (Aktualisierung, Realisierung).<sup>23</sup> Gemäß dieser methodologischen Prämisse gehört das Lautliche nicht zur Sprache, sondern ist ‚nur‘ das Medium zum Vollzug von Sprache, die selbst dabei als medienindifferent konzipiert ist. Die theoretische Gelenkstelle einer ‚performativen Revision‘ ist es nun, daß in ihrem Rahmen Medien eben nicht mehr marginal, vielmehr konstitutiv sind. ‚Konstitutiv‘ insofern im aktualisierenden Vollzug eines Schemas dieses Schema immer auch transformiert, unterminiert oder überstiegen wird. Die Richtung, die der kreative Überschuß des Vollzuges gegenüber dem darin realisierten Muster jeweils annehmen kann, ist aber als Potential im Medium selbst angelegt.

Aber sind die ‚Weichen‘ eines solchen Alternativprogramms nicht schon längstens gestellt? Spätestens mit der im poststrukturalistischen Diskurs – einsetzend mit Lacan – üblich gewordenen Aufwertung des Signifikanten gegenüber dem Signifikat, ist doch eine Perspektive gewonnen, in der auch die Stimme als genuiner Bestandteil sprachlichen Geschehens rehabilitierbar ist. Das ist dann der Fall, wenn wir die Stimme als materiellen Signifikanten und den Aussagegehalt der Rede als deren Signifikat deuten. Wir brauchen doch nur ‚was ein Medium ist‘ zu identifizieren mit dem materiellen Zeichenträger – und schon ist ein bequemer Zugang gewonnen, um nahezu alle geistes- und kulturwissenschaftlichen Objekte, die doch im weitesten Sinne als ‚Zeichendinge‘ bzw. ‚symbolische Formen‘ qualifizierbar sind, in eine medientheoretische Perspektive zu rücken. Die Stimme wäre damit nicht länger als ein Außersprachliches marginalisiert, vielmehr als unverzichtbarer materieller Signifikant sprachlicher Semiosis rehabilitiert. Und doch: Dieser Weg führt noch nicht weit genug. Der Grund dafür ist, daß, was immer ein Medium ist, nicht aufgeht in dem, wozu ein ‚Signifikant‘ im Rahmen der semiotischen Beziehung zwischen Zeichenträger und Zeichenbedeutung dient. Oder, falls man doch das Medium irgendwie auf Seiten Signifikanten lokalisieren möchte: Das Medium ist dann gerade jene Dimension am Signifikanten, „die nicht zur Signifikation beiträgt.“<sup>24</sup> Das Medium durchbricht also das Modell der Semiosis.<sup>25</sup> Medientheoretische Reflexionen erweisen sich damit als eine Möglichkeit, die Grenzen des semiotischen Paradigmas für Untersuchung und Reflexion kultureller Gegenstände auszuloten.

Wie dieses „Aufbrechen der Signifikanz“<sup>26</sup> zu verstehen ist, wollen wir nun exemplarisch am Beispiel der Stimme zu klären versuchen. Zuerst gehen wir dabei einen indirekten Weg: Wir fragen nicht nach der Stimme als *Medium*, vielmehr nach der Zeichenfunktion der Stimme.

#### 4. Die Stimme ‚nur‘ als Zeichen betrachtet

Wir verstehen unter einem Zeichen – ganz unambitioniert, aber dies ist keine zeichentheoretische Abhandlung! – eine sinnlich sichtbare Struktur, die für Interpreten etwas ‚Sinnhaftes‘ bzw. ‚Bedeutungsvolles‘ vergegenwärtigt. Wenn eine Lautfolge als Sprachäußerung wahrgenommen wird, so deuten wir ein akustisches Phänomen als semantisches Phänomen: Wir können dann sagen, daß die Lautfolge – je nach sprachtheoretischer Position – einen Sinn, eine Satzbedeutung, eine Proposition oder einfach einen Gedanken zum Ausdruck bringt. Aber was ermöglicht diese Metamorphose eines physischen Ereignisses in ein semiotisches Geschehen? Von Worten sagen wir, daß sie arbiträre Bedeutungen haben. ‚Arbiträr‘ auch hier wieder im unambitionierten Sinne einer durch Konventionen geregelten und/oder durch alltägliche Praktiken eingeschliffenen, also nicht in Ähnlichkeiten fundierten ‚Zuordnung‘ von Wort und Sinn. Doch wenn unsere Stimme artikuliert, so ist das Verhältnis ihrer lautlich-tonalen Merkmale zu dem, was ausgedrückt wird, nicht einfach arbiträr. Laut und Sinn gehen in der mündlichen Äußerung eine intimere Verbindung ein: Empirische Untersuchungen haben gezeigt, daß beim Reden der Atemrhythmus, die ‚Inspiration‘, Sinnschritte im Gesagten markiert:<sup>27</sup> Die Pausen beim Sprechen folgen nicht syntaktischen Zäsuren, sondern die Einatmung setzt und markiert *semantische* Segmentierungen.<sup>28</sup> Wie die Atemführung sich vollzieht, legt nah, *was* überhaupt als Sinneinheit zu gelten hat. Die Stimme *zeigt*, was sie sagt. D.h. aber auch:

<sup>23</sup> Ausführlicher: Krämer 2001, S. 103.

<sup>24</sup> Miller 1989, S. 180.

<sup>25</sup> Dieter Mersch's Rehabilitation und Rekonstruktion der Stimmlichkeit zielt – im Anschluß an Roland Barthes – auf diese Überwindung der Idee vom Sprechen als bloßem Zeichengebrauch.

<sup>26</sup> Mersch 2000, S. 86.

<sup>27</sup> Aderhold 1998.

<sup>28</sup> Dazu auch: Helfrich 1985.

die Semiosis des Lautlichen ist fundiert im Analogieprinzip. Die Stimmlichkeit durchbricht die reine Diskursivität des Sprachlichen.

Was nun für die semantisierende Funktion des Lautlichen gilt, das gilt für die expressive Rolle der Stimme erst recht. Stimme und Lautgebung zeigen und zeugen von der Person, die spricht: ‚Personare‘, meint das Ertönen der Stimme durch das Mundstück der Maske beim antiken griechischen Schauspieler. ‚Persona‘: das ist die Rolle, die sich im Sprechen artikuliert. Daß die Stimme die ‚persona‘ verkörpert, gilt für die Merkmale unserer Geschlechtlichkeit ebenso, wie für alle übrigen körperlichen und seelischen Dispositionen: Gesteuert durch das vegetative Nervensystem prägt der leibliche Tonus den Ton.<sup>29</sup> Die Stimme – soviel jedenfalls zeichnet sich ab – zeigt die Gestimmtheit. Fassen wir diese Überlegungen zusammen: Die semiotische Wirkung der Stimme beruht weniger auf kodierter Zeichengebung und mehr auf unwillkürlicher Indexikalität. Die Stimme ist nicht einfach Symbol, sondern Spur von etwas; sie fungiert nicht einfach als Zeichen, vielmehr als Anzeichen. In dieser ihrer Indexikalität ist es begründet, daß die Stimme nicht nur spricht, sondern zeigt.

Gemäß einer traditionellen Schematisierung unserer symbolischen Vermögen stehen uns zwei grundlegende Register der Zeichengebung zu Gebote: das ist das Diskursive und das Ikonische, das Sagen und das Zeigen, auch explizierbar als das Digitale und das Analoge. Wir sind gewohnt, die Sprache mit dem Diskursiven, dem Sagbaren, das Bild aber mit dem Ikonischen, dem Zeigbaren zu identifizieren. Wenn aber die Behauptung, daß mit der Stimme ein analogisch-indexikalisches Prinzip beim Sprechen wirksam wird, zutrifft, ergibt sich ein bemerkenswerter Umstand: Jenes physisch-psychische Substrat des zum Laut geformten Schalls, das wie kein anderes in seiner zeitlichen Sukzessivität und Fluidität geeignet ist, sprachliche Materialität zu stiften, also der Sprache ‚einen Körper zu geben‘, wird als ein nicht-diskursives Anzeichen zur Bedingung der Möglichkeit zeichenhafter Diskursivität. Die Signifikanz der Lautsprache ist verwoben mit dem Signalcharakter des Lautlichen.

Gleichwohl: In einer semiotischen Perspektive ist das, was die Stimme leistet, im weitesten Sinne als ein Beitrag zur ‚Zeichengebung‘ zu begreifen; sei das nun, indem sie zur Akzentuierung des Sinns einer Äußerung beiträgt, sei dies, indem sie zum individuierenden Ausdruck der Person wird. Und doch ist dies erst die ‚halbe Wahrheit‘. Denn die Wirkkraft der Stimmlichkeit geht in ihrer Rolle für die sprachliche Semiosis keineswegs auf.

## 5. ‚Negative Semiologie‘ der Stimme oder: Das Musikalische im und am Sprechen

Was es heißt, daß die Stimme nicht nur beiträgt zur Signifikanz der Rede, sondern diese auch durchbricht, erschließt sich erst einer Einstellung, die wir hier als ‚Negative Semiologie‘ kennzeichnen können. Die Maxime der Negativen Semiologie ist: Was die Stimme als *Medium* von Sprache und Kommunikation bewirkt, ist in *zeichentheoretischen* Termini hinreichend nicht mehr beschreibbar. Die Medienperspektive einzunehmen ist also ein Versuch, die in der Semiosis nicht aufgehenden Dimensionen der Lautlichkeit zutage treten zu lassen. Daher läuft die Medienperspektive – in letzter Konsequenz – darauf hinaus, die uns selbstverständliche Idee, sprachliches Tun mit einem Zeichenhandeln zu identifizieren, zu relativieren.

Gehen wir noch einmal aus von der Materialität der mündliche Sprache: Es gibt eine mit und seit Aristoteles ‚definitiv‘ gewordene begriffliche Trias zur Kennzeichnung des Akustischen: *psophos* (lat. sonus) bedeutet Schall oder Geräusch; *phoné* (lat. vox) meint den sprachlichen Laut; *phthongos* (lat. sonus musicus) bezieht sich auf den musikalischen Ton.<sup>30</sup> Die Unterscheidung zwischen sprachlichem *Laut* und musikalischem *Ton* ist also ein lang tradiertes Kulturgut. Aber ist in dieser Tradition nicht auch etwas verlorengegangen? Die Kunstpraxis der altgriechischen musiké vollzog und verstand sich als Einheit von Musik, Sprache und Tanz, kristallisiert im Bindeglied des Rhythmus als Ordnung einer

<sup>29</sup> T.H. Mertz 1996. Lust- und Unlustgefühle teilen sich in der Stimme mit, insofern Rachenweite bzw. Muskelweitung und Rachenenge bzw. Muskelanspannung unterschiedliche Stimmungen signalisieren. Dazu: Trojan 1982. Normalerweise realisiert sich eine Stimmlage als ein Mischklang zwischen Kopftton und Brustton. Doch in Zuständen der Erregung kommt es zum Ausschlag jeweils eines der beiden Register: So markiert der Kopftton eine Haltung der Defensivität, im Brustton jedoch artikulieren sich ‚Imponiergehabe‘ und Aggressivität. Dazu: Geißner 1998.

<sup>30</sup> Zu dieser Unterscheidung: Riethmüller 1988, S. 56.

Bewegung in der Zeit.<sup>31</sup> Kann nun die konzeptuelle Aufspaltung der musiké in der Unterscheidung von Sprache und Musik auch als ein Reflex auf die Literalisierung der mündlichen Sprache durch das Alphabet gedeutet werden? Denn die phonetische Schrift mit ihrem erstmals durch die griechische Erfindung von Buchstaben für Vokale realisierten Anspruch, die mündliche Sprache vollständig in nicht weiter zerlegbare 'bedeutungslose' Elemente aufzuspalten, mithin die Sprache als eine Art von System aufzufassen, löst die lautsprachliche Schicht heraus aus einer kommunikativen Konstellation, in der Gestik, Mimik, Prosodie, Verbalität und Situationsbezug der Rede in holistischer Weise zusammen wirken. Auskristallisiert in einem allein zu den Augen sprechenden Schriftbild, kann die Sprache überhaupt erst zu einem Objekt von Beobachtung, Untersuchung und Reflexion und damit auch zu einem isolierbaren, solitären Medium der Kommunikation werden.

Wenn es aber so ist, daß die phonetische Schrift zur Modellbildnerin ,der' Sprache wird, – dann werden sich gerade im Begriff des ,Lautes' bzw. des ,Phonems' von Anbeginn Merkmale eingeschrieben haben, die nicht diejenigen der akustischen Stimme, vielmehr der visuellen Schrift sind. Die abendländische Konzeption vom Sprachlaut – das jedenfalls ist die Vermutung – ist geprägt von einem impliziten Skriptizismus. Wir können diesen Gedanken hier nicht weiter verfolgen.

Uns kommt es nur auf eine Facette an, die darin besteht, daß mit der Skripturalisierung des Sprachlautes seine *Entmusikalisierung* eingeleitet ist. Mit der Dazwischenkunft der phonetischen Schrift wird die Sprache ihrer musikalischen Dimension entkleidet. In dieser Perspektive zeugt die Marginalisierung der Stimme daher auch von einer Eskamotierung – oder sollten wir sagen: Verdrängung? – des Musikalischen aus dem mündlichen Sprachgebrauch. Und umgekehrt: Eine Rehabilitierung der Stimmlichkeit heißt dann, die musikalische Dimension am und im Sprechen wiederzugewinnen. Das also, worin die ,negative Semiologie der Stimme' die Semiotik der Sprache aufbricht, liegt in der Musikalität des Sprechens.

Aber hier drängt sich ein Einwand auf: Ist nicht das Musikalische selbst ein symbolisches Vermögen? Verkörpert die Musik nicht gerade eine dem Sprachlichen verwandte Semiosis? Doch wenn Musik wie eine Sprache verstanden wird, verführt diese Semiotisierung des Musikalischen allzu leicht dazu, dem musikalischen Geschehen eine außermusikalische Bedeutung zuzuweisen. Doch gerade die kulturellen Praktiken der europäischen Instrumentalmusik, die wir signifikanterweise als ,absolute Musik' kennzeichnen, beruhen darauf, daß Musik nichts außerhalb ihrer selbst denotiert, daß ihre ,Bedeutung' allein im internen Beziehungsgefüge der Töne aufeinander liegt. Wenn also Musik in Analogie zur Sprache zu betrachten ist, dann ist das fruchtbar nur, wenn damit zugleich eine Umorientierung in der Sprachauffassung selbst angezielt wird. Musik ist dann ,Sprache minus Bedeutung', bzw. eine ,Signifikantenbewegung ohne Signifikat'. Aber ist das dann noch ,Sprache' und ist das dann noch ein ,Signifikant'?

Eine Umwendung der Blickrichtung gewinnt nun Kontur: Kann, statt daß die Musik wie eine Sprache gedeutet wird, die Sprache in Analogie zur Musik betrachtet werden? Rudolf Fietz hat in einer wegweisenden Studie gezeigt, daß es Nietzsche gewesen ist, der diese Umwendung des Blicks vollzogen hat und so zu einem bemerkenswerten Sprachbild gelangt, das verankert ist im ,Tonuntergrund' der Sprache und damit in der für das Sprechen bedeutsamen Stimmlichkeit.<sup>32</sup> Fietz allerdings ist auch der Auffassung, daß bei der Betrachtung der Sprache nach dem Vorbild der Musik semiotische Eigenschaften von der Musik auf die Sprache zu übertragen sind. Uns dagegen interessiert, daß die Musikalität des Sprechens gerade in der Gestalt, die Nietzsche ihm gab, das semiotische Paradigma nicht einfach von der Sprache auf die Musik verschiebt und erweitert, vielmehr *sprengt*.

## 6. Nietzsche und der ,Tonuntergrund' der Sprache

„Das Verständlichste an der Sprache ist nicht das Wort selber, sondern Ton, Stärke, Modulation, Tempo, mit denen eine Reihe von Worten gesprochen wird, kurz die Musik hinter den Worten.“<sup>33</sup> Wie haben wir diese Äußerung von Nietzsche zu verstehen?

<sup>31</sup> Zur musiké in der altgriechischen Bedeutung: Georgiades 1985, S. 188f., ders. 1958, S. 41-48; Koller 1963, S. 5-16; Müller-Blattau 1952, S. 8ff.; schließlich Caduff 1997, S. 37.

<sup>32</sup> Fietz 1992.

<sup>33</sup> Nietzsche 1956, 190, Fragment 508

Nietzsche hat keinen Einzeltext zur Sprache in musikalischer Perspektive hinterlassen. Doch die musikästhetischen Ideen des jungen Nietzsche haben wegweisende sprachphilosophische Spuren hinterlassen.<sup>34</sup> Eine dieser Spuren ist Nietzsches Überblendung der kunsttheoretischen Kategorien des ‚Apollinischen‘ und des ‚Dionysischen‘ mit den sprachtheoretischen Begriffen ‚Geberdensprache‘ und ‚Tonsprache‘.

Für Nietzsche erfüllt die Sprache zwar auch begriffliche Funktionen, doch es bleibt im Sprachgebrauch immer ein im Begriffssprachlichen nicht „unauflösbarer Rest“.<sup>35</sup> Dieser Rest vollzieht sich nicht bewußtseinsgesteuert, sondern instinktiv, doch gleichwohl „zweckmäßig wirkend“.<sup>36</sup> Und er realisiert sich in zwei Modalitäten: als Gebärdensprache und als Tonsprache. Allerdings bezieht sich Nietzsches Differenz zwischen Gebärde und Ton keineswegs auf diejenige zwischen Gestik und Stimme; vielmehr geht es um eine Doppelung, die im *gesprochenen* Wort selbst wirksam wird. In der mündlichen Sprache sieht Nietzsche die Zweiheit von Bild und Musik, „uranfänglich vorgebildet“.<sup>37</sup> Die Gebärde ist mit einer „begleitenden Vorstellung“ verknüpft, ist damit dem Bildlichen zugehörig. Nietzsche nennt sie auch: „Mundgeberde(n)“.<sup>38</sup> Und so rechnet er die Konsonanten und Vokale zu dieser Gebärdensymbolik:<sup>39</sup> ohne Ton gedacht, sind diese bloß Stellungen der Sprechorgane. Allerdings erzeugen sie in dieser Eigenschaft verständliche Symbole. Der Ton dagegen ist nicht mit Vorstellungen, sondern mit „Strebungen des Willens“<sup>40</sup> verknüpft, die sich als Lust und Unlust äußern.<sup>41</sup> Aus dem Zusammenspiel von Mundgebärde und Tonalität geht dann die Lautsprache hervor. „Die innigste und häufigste Verschmelzung von einer Art Geberdensymbolik und dem Ton nennt man *Sprache*. Im Wort wird durch den Ton und seinen Fall, die Stärke und den Rhythmus seines Erklingens das Wesen des Dinges symbolisiert, durch die Mundgeberde die begleitende Vorstellung, das Bild, die Erscheinung des Wesens.“<sup>42</sup> Daß Nietzsche hier von ‚Wesen‘ und ‚Erscheinung‘ redet, zeigt zugleich, daß für ihn das Verhältnis von Ton und Gebärde nicht symmetrisch ist, vielmehr der ‚Tonuntergrund‘ der Sprache – mit den Worten von Corina Caduff – zum „alleinigen und universellen Ursprungsort“<sup>43</sup> wird.

Für uns aufschlußreich ist nun, daß das Doppelverhältnis von Bild und Musik zugleich Nietzsches Unterscheidung zwischen ‚dionysisch‘ und ‚apollinisch‘ Pate steht: Er betont, daß ihm Tonsprache und Gebärdensprache zum „Vorbild“ werden für Unterscheidbarkeit und Zusammenspiel der dionysisch-apollonischen Künste.<sup>44</sup>

Diese Überkreuzung von Bild/Gebärdensprache/apollinisch einerseits mit Musik/Tonsprache/dionysisch andererseits, wirft ein aufschlußreiches Licht auf das Sprachverständnis von Nietzsche. Mit ‚apollinisch‘ und ‚dionysisch‘ artikuliert er zwei Ordnungsformen des Dynamischen in der künstlerischen Entfaltung:<sup>45</sup> Die apollinische Energie realisiert sich im Akt der Grenzziehung zwischen Objekten; überdies schafft sie Distanz zwischen dem Akteur und seinem Werk, läßt so erst ein (Künstler) Subjekt entstehen. Das Apollinische ist assoziiert mit Maß, also mit der ‚Ratio‘. Zugleich stiftet es Individualität: es ist das *principium individuationis*. Anders nun das Dionysische. Die dionysische Energie bewirkt das Einreißen der Grenzen, ihr geht das Maßvolle im Exzess abhanden, sie überspringt und negiert Distanz und läßt Individualität verlorengehen im

<sup>34</sup> Solche Spuren finden sich im Zusammenhang der Entstehungsgeschichte der ‚Geburt der Tragödie‘ (1872), im vierten Teil der ‚Dionysischen Weltanschauung‘ (1870) und in einem Fragment aus dem Frühjahr 1871. Dieses Fragment erschien 1973 als Teil eines von Jacob Kraus herausgegebenen Gesamttextes ‚Über Wort und Musik‘ (1871, Bruchstück). Verglichen mit der Kritischen Studienausgabe (KSA) handelt es sich bei dieser Fragment-Edition um den Zusammenschnitt zweier Fragmente 7 und 12 aus dem Band 7 der KSA. Dazu: Caduff 1997, S. 45.

<sup>35</sup> Nietzsche, KSA, Bd. 1, S. 572.

<sup>36</sup> Ibid.

<sup>37</sup> Nietzsche, KSA, Bd. 7, S. 362.

<sup>38</sup> Nietzsche, KSA, Bd. 1, S. 575f.

<sup>39</sup> Nietzsche, KSA, Bd. 7, 12 (1), S. 379.

<sup>40</sup> Nietzsche, KSA, Bd. 1, S. 572.

<sup>41</sup> Nietzsche, KSA, Bd. 1, S. 574.

<sup>42</sup> Nietzsche, KSA, Bd. 7, S. 575.

<sup>43</sup> Caduff 1997, S. 48.

<sup>44</sup> Nietzsche, KSA, Bd. 7, S. 360; dazu auch: „...so gewiß nämlich der einzelne Ton, dem Bild gegenüber bereits dionysisch und das einzelne Bild, samt dem Begriff und das Wort, der Musik gegenüber apollinisch ist“, Nietzsche, KSA, Bd. 7 VII, 7. (S. 127), S. 379.

<sup>45</sup> Dazu: Lagaay 2000, S. 51ff.



gemeinschaftlichen Erleben; sie entfaltet Macht. Das Dionysische ist nicht assoziiert mit dem Bildlichen, vielmehr mit der Musik, mit der immer auch „erschütternden Macht des Tons...“<sup>46</sup> Doch genau so, wie Nietzsche in der Sprache Gebärde und Ton zusammenwirken sieht, so fallen auch künstlerische Phänomene nicht *entweder* unter das ‚Apollinische‘ *oder* das ‚Dionysische‘. Vielmehr macht das komplexe Verhältnis beider erst aus, was uns als Kunst begegnet.

Für unsere Überlegung zur ‚negativen Semiologie der Stimme‘ heißt dies: In der Musikalität des Lautlichen ereignet sich etwas, das mit dem Dionysischen verwandt ist, also zu tun hat mit Phänomenen von ‚Macht‘, ‚Distanzverlust‘ und der ‚Sprengung von Individualität‘. Doch das, was sich da ereignet, vollzieht sich nur im Zusammenspiel mit seinem anderen, also mit dem Apollinischen an und in der Sprache. Damit finden wir bei Nietzsche eine spannungsreiche Differenz, eine Heterogenität zwischen Bild und Musik, zwischen Ratio und Macht, zwischen Verführung und Begriff angelegt, und zwar in Funktionsweise und Wirkung unserer Sprachlichkeit selbst.

Diese Unterscheidung und die Dynamik, die damit in den Blick kommt, begegnet uns wieder bei drei zeitgenössischen Autoren, wenn auch in anderer Terminologie. Es geht um die Differenz zwischen dem ‚Symbolischen‘ und ‚Semiotischen‘ bei Julia Kristeva, zwischen ‚Phänogese‘ und ‚Genogese‘ bei Roland Barthes sowie um Paul Zumthors Unterscheidung zwischen ‚Text‘ und ‚Werk‘. Alle drei Begriffspaare – das ist hier die Hypothese – können als Versionen von dem gedeutet werden, was Nietzsche mit dem Unterschied von Tonsprache und Gebärdensprache, von Dionysischem und Apollinischem meint. In dieser Perspektive bergen die Überlegungen Kristevas, Barthes‘ und Zumthors Kommentare zur subversiven Rolle der Stimme als Medium gegenüber der Sprache als System und als Kode.

## 7. Über die Subversivität der Stimme als Medium der Sprache: Kristeva, Barthes, Zumthor

Für Julia Kristeva entfaltet sich das Sprachgeschehen aus dem Wechselverhältnis zweier Modalitäten: einmal geht es um eine präsymbolische Dimension, in der sich komplexe, gleichwohl unbestimmte Triebregungen noch vor allem ‚Ausdruck‘ artikulieren und die sie ‚das Semiotische‘ nennt; und zum andern geht es um eine auf Repräsentation, Referenz und das Thetische gerichtete Dimension, die sie als ‚das Symbolische‘ kennzeichnet. Das Semiotische ist dem Musikalischen und dem Stimmlichen verwandt. So „duldet“ das Semiotische „keine andere Analogie als den Rhythmus von Stimme und Geste.“<sup>47</sup> Worauf es Kristeva ankommt ist, daß *jedes* Zeichensystem sowohl ‚semiotisch‘ wie ‚symbolisch‘ verfaßt ist. Und das gilt erst recht für die Sprache: „Beide Modalitäten sind vom Prozeß der Sinngebung, durch den sich Sprache konstituiert, nicht zu trennen.“<sup>48</sup> Allerdings agiert in diesem ‚dialektischen Verhältnis‘ das Semiotische gegenüber dem Symbolischen auf bemerkenswerte Weise: denn einmal ist „die semiotische Funktionsweise Bedingung des Symbolischen“,<sup>49</sup> zum andern „muß das Semiotische als Negativität definiert werden, die in das Symbolische eingeschleust wird und seine Ordnung verletzt.“<sup>50</sup> Kristeva charakterisiert diese Negativität auch als ‚Überschreitung‘ und ‚Übertretung‘. Deren „>Kunst< besteht gerade darin, mit der Negativität das Thetische zu überschreiten und aufzureiben und es dennoch nicht aufzugeben.“<sup>51</sup> Der Differenz zwischen Semiotischem und Symbolischem gibt Kristeva auch eine auf Texte bezogene Version und bildet dafür die Begriffe „Genotext“ und „Phänotext“.<sup>52</sup> Doch auch hier begegnet das Verhältnis von Negativität und Konstitution: Wieder verkörpert der Genotext Triebenergien, das Prozeßhafte, das Füchtige, die nicht-signifikante Strukturierung, während der Phänotext repräsentiert und zur Geltung bringt, was am Text der Kommunikation dient; und wieder bildet der Genotext einerseits die Grundlage für den Phänotext, verkörpert aber zugleich auch dessen Überschreitung.

Während bei Kristeva die Bezugnahme auf die Stimme eine noch vage, unausgearbeitete Assoziation bleibt, wendet Roland Barthes Kristevas Unterscheidung von ‚Genotext‘ und ‚Phänotext‘ unmittelbar

<sup>46</sup> Zit. Fietz 1992, S. 69.

<sup>47</sup> Kristeva 1978, S. 37.

<sup>48</sup> Kristeva 1978, S. 35.

<sup>49</sup> Kristeva 1978, S. 78.

<sup>50</sup> Ibid.

<sup>51</sup> Kristeva 1978, S. 79.

<sup>52</sup> Kristeva 1978, S. 94ff.

auf die Erklärung der Stimme an.<sup>53</sup> Er versteht unter ‚Genogesang‘ dasjenige an der Stimme, das „nichts mit der Kommunikation, der Darstellung (von Gefühlen) und dem Ausdruck zu tun hat“, dafür aber eine Art „signifikantes Spiel“ ist.<sup>54</sup> Hier geht es um Volumen, um ‚Rauheit‘, um die Physis der Stimme; ‚Physis‘ von Barthes verstanden als „die Art und Weise, wie die Stimme im Körper sitzt – oder wie der Körper in der Stimme sitzt.“<sup>55</sup> Zum ‚Phänogesang‘ nun zählt all das, was zur Struktur, zum Kode, zum Regelwerk von Sprache gehört, also der Kommunikation, dem Ausdruck und der Darstellung dient. Phänogesang und Genogesang verhalten sich dann zueinander wie Gesetz und Spiel, wie Sinn und Sinnlichkeit, wie Signifikat und Signifikanz, wie ein Kode und seine Subversion. Wechselverhältnis und Widerstreit dieser Dimensionen der Stimme zeigen sich an der Sprachäußerung in der Differenz von ‚Artikulation‘ und ‚Aussprache‘:<sup>56</sup> Während die ‚Artikulation‘ sich um die Klarheit des Sinns im Ausdruck bemüht, damit eine nahezu gleiche Lautstärke jedem Konsonanten zubilligen will und zugleich sich zu einer „Kunst der Ausdruckswirkung“<sup>57</sup> kodifizieren läßt, ist die ‚Aussprache‘ stets singular, unabhängig fixierter Codes, sie verschleift Konsonanten, verleiht jeder Silbe eine einmalige Signifikanz in genau dieser einen partikulären Äußerung.<sup>58</sup> Es ist diese Dimension des ‚Genogesangs‘, welche bewirkt, daß für Barthes die Stimmenwahrnehmung immer ein affektiver Prozeß ist:<sup>59</sup> Eine Stimme zu hören, zieht unweigerlich eine Bewertung (évaluation) nach sich; so birgt für Barthes die Stimmlichkeit immer auch ein erotisches Element. Der Mediävist Paul Zumthor hat das Spannungsverhältnis, um das Kristvas wie Barthes‘ Überlegungen kreisen, als Heterogenität von Stimme und Sprache gefaßt und für die Oralitätsforschung fruchtbar gemacht. Antike wie mittelalterliche Epen sind für Zumthor nur performativ verstehbar, also als Aufführungsanweisungen. Diese ‚Texte‘ wurden wirksam allein als konkrete ‚Werke‘ (oeuvre), die ein Sänger vor einem Publikum zur Aufführung brachte. Anders als im zu lesenden Text verbinden sich beim gehörten Werk Sprache, Klänge, optische Elemente.<sup>60</sup> Wenn der Text charakterisierbar ist durch seinen Sinngehalt, so fällt der Stimme in der Aufführungssituation die Aufgabe zu, „soziokorporale“ Aspekte zur Geltung zu bringen: „Der Einsatz der Stimme bewirkt fast immer eine Lockerung der linguistischen Zwänge. In ihm schlagen Spuren eines ‚wilden Wissens‘ durch, die der Sprachfähigkeit selbst in Situationen konkreter Komplexität und intensiver persönlicher Beziehungen entströmen. Der mündlich produzierte Text stemmt sich in dem Maße, in dem er sich einer körpertragenden Stimme verdankt, mehr als der geschriebene Text gegen jede Wahrnehmung, die ihn aus seiner sozialen Funktion, seinem Ort in einer realen Gesellschaft, aus der Tradition, auf die er sich vielleicht beruft und aus den Umständen, unter denen er gehört wird, lösen möchte.“<sup>61</sup> Auch Zumthor, wie schon Barthes, entzieht der Stimme jene Neutralität, die ihr als Medium der Sprache allzu gerne verliehen wird. Stimme und Sprache gehen in der konkreten Redeäußerung ein Spannungsverhältnis ein: „Die Rede ist nicht einfach Vollstreckerin des Sprachsystems. Sie bestätigt nicht nur nicht vollständig dessen Vorgaben, sondern handelt ihm oft, in ihrer ganzen Körperlichkeit ... zuwider ... die Rede gibt sich als Erzählung, sie wird aber gleichzeitig im Klang der Stimme und der Bewegung des Körpers, die ihr Ausdruck verleihen, zum Kommentar des Erzählten. Erzählung und Deutung – sie leben zusammen im Werk und spielen doch ihr eigenes, ihr eigenständiges Spiel.“<sup>62</sup> Wir beenden hier unsere Durchquerung der Überlegungen von Kristeva, Barthes und Zumthor. Unser Anliegen war es, das ‚Semiotische‘ (auch: ‚Genotext‘) und das ‚Symbolische‘ (auch: ‚Phänotext‘) bei

<sup>53</sup> Es geht hier insbesondere um Texte, die allesamt in deutscher Version zugänglich sind unter dem Titel ‚Der entgegenkommende und der stumpfe Sinn‘ 1990: Vor allem: (1) Die Rauheit der Stimme, S. 269-278; (2) Die Musik, die Stimme, die Sprache, S. 279-285.

<sup>54</sup> Barthes 1990, S. 272.

<sup>55</sup> Barthes 1990, S. 284.

<sup>56</sup> Barthes 1990, 283

<sup>57</sup> Ibid.

<sup>58</sup> „Die Artikulation, sagte er (Barthes bezieht sich hier auf den Sänger Panzera), ist die Vortäuschung und der Feind der Aussprache; man muß *aussprechen*, keineswegs *artikulieren*..., denn die Artikulation negiert das *Legato*; sie will jedem Konsonanten die gleiche Lautstärke verleihen, wo doch in einem musikalischen Text kein Konsonant mit dem anderen identisch ist: Anstatt einem an sich und ein für allemal vorliegenden olympischen Coder der Phoneme zu entspringen, muß jede Silbe in die allgemeine Bedeutung des Satzes eingefaßt werden.“ Barthes 1990, S. 283.

<sup>59</sup> Kolesch 1999, S. 119.

<sup>60</sup> Zumthor 1988, S. 705.

<sup>61</sup> Zumthor 1988, S. 707.

<sup>62</sup> Zumthor 1988, S. 709.

Kristeva, ‚Genogesang‘ (auch: ‚Aussprache‘) und ‚Phänogesang‘ (auch: ‚Artikulation‘) bei Barthes und schließlich ‚Werk‘ (auch: ‚Rede) und ‚Text‘ (auch: ‚Sprachsystem‘) bei Zumthor als begriffliche Schemata zu verstehen, die eine Ähnlichkeit aufweisen mit Nietzsches Unterscheidung zwischen ‚Dionysischem‘ (auch: ‚Tonsprache‘) und ‚Apollinischem‘ (auch: ‚Begriffssprache‘). Doch nicht um die begriffsgeschichtlich und ideengeschichtlich aufschlußreiche Wanderung und Evolution einer Unterscheidung ist es uns hier zu tun. Unsere Vermutung ist vielmehr, daß sich die Differenz, um die es im binären Schema dieser Begriffe geht, auf das Verhältnis von Stimme und Sprache übertragen läßt. Dieser Vermutung nachzugehen, bleibt eine Forschungsaufgabe.

Wir wollen die philosophische Bedeutung einer medientheoretischen Erörterung der Stimme, die mit dieser ‚Forschungsaufgabe‘ verbunden ist, in thesenhafter Form noch einmal akzentuieren.

## 8. Über die Stimme als Medium der Sprache. Resümee und Ausblick

- (1) Von ‚der‘ Sprache zu sprechen, ist eine Abstraktion. Wirksam wird Sprache nur in der Performanz raum-zeitlich situierter Sprachpraktiken. Medien bilden die ‚historisch-kulturelle Grammatik‘ unserer Sprachlichkeit: Wozu und wie wir Sprache gebrauchen, hängt also ab von den Medien, in denen unsere Sprachlichkeit sich vollzieht. Die Stimme als Medium der Lautsprache ist für unser Sprachvermögen basal. Im Erklärungsmusters von Schema und Gebrauch, Form und Instantiierung, gehören Medien zwar der Seite des Gebrauchs und der Instantiierung an; doch der Umgang mit Medien birgt ein Potential, kraft dessen im Akt der medialen Übertragung die zu übertragende Form modifiziert, aber auch unterminiert werden kann. Für die Lautsprache bedeutet dies: Die Musikalität der Stimme überschreitet und durchbricht die Form bzw. Systematizität der Sprache. Die Stimme, basale Bedingung unserer Sprachlichkeit, verkörpert zugleich die Grenze des Diskursiven: Die Stimme zeigt auch, was die Rede verschweigt. Überdies situiert die Lautlichkeit die Sprache in einem Kontinuum nichtsprachlicher Äußerungen, die vom Schreien und Lachen bis zum Gesang reichen.
- (2) Für die Phänomenalität der Stimmlichkeit ist bedeutsam: Als akustisches Medium, das der Sequentialität und Irreversibilität der Zeit unterliegt, besteht die ‚stoffliche Gegebenheitsweise‘ des Lautes in seinem Verschwinden. Auf exemplarische Weise verkörpert die Stimme, was für Medien überhaupt charakteristisch ist: daß reibungslos funktionierende Medien unterhalb der Schwelle unserer Aufmerksamkeit verbleiben. Wenn wir Sprechen hören, hören wir nicht einfach Laute, sondern Personen, die reden oder Worte, die gesagt werden. In seiner fluiden transitorischen Materialität, ist das Lautliche besonders geeignet, auf etwas zu verweisen, das nicht von der Natur eines Lautes ist. Das, worauf verwiesen wird, ist nicht einfach der propositionale Gehalt der Rede, sondern zuerst einmal der Körper der Sprechenden selbst. Gebunden an die organische Verfaßtheit und eine elementare ‚pneumatische‘ Motorik des Leibes, ist die Stimme die Spur des Körpers im Sprechen. Die in ihr sich vollziehende ‚Verweisung‘ ist also indexikalischer Art. Durch die Stimme findet das Analogische Eingang in die sprachliche Bedeutungsgebung. Die Stimme sagt nicht nur etwas, sondern sie zeigt. Und das gilt selbst für die über das Telefon mediatisierten Fernstimme.
- (3) Die Lautlichkeit der Kommunikation ist die Dimension einer elementarern Bezugnahme auf den anderen. Diese elementare Gemeinschaftlichkeit birgt verschiedene Dimensionen: (a) Konsenz und Dissenz, Anziehung und Abstoßung ereignen sich auf einer Ebene, die viel zu tun hat mit musikalischen Attributen wie synchronisierten oder divergierenden Rhythmen. Ob wir in dieser Hinsicht ‚übereinstimmen‘, ist immer auch entscheidend dafür, ob wir uns überhaupt ‚verstehen‘ können. (b) Da das, was wir hören, innen (im Gehör) wie außen ‚präsent‘ ist, wir uns zugleich dem Ton nicht verschließen können, eignet dem Lautlichen eine besondere Eindringlichkeit, so daß die in der Stimme gestiftete Intersubjektivität auf der Macht des Appells – mithin der Anrufung – beruht. Dem entspricht, daß die Tonlage der Stimme und die Präsenz des Sprechenden eine Autorität des Gesagten stiften (können), deren Überzeugungskraft nicht von der Argumentationskraft zehrt. (c) In der Stimme artikulieren sich ein Begehren, eine Bedürftigkeit, aber auch Macht und Ohnmacht gegenüber dem anderen. Stimmengebundene Kommunikation läßt eine Situation existentialer Offenheit und Ausgesetztheit entstehen.

- (4) In der Stimme kommen insbesondere die nicht-kognitiven, ästhetischen und existenzialen Funktionen der Sprachlichkeit zur Geltung. Wenn das so ist, dann ist es für ein logos-zentriertes Sprachbild nur konsequent, die Stimme als Medium des Sprechens zu marginalisieren. Denn anders, als Derridas Phonozentrismus-Vorwurf es nahelegt, ist dem abendländischen Sprachkonzept ein impliziter Skriptizismus eigen. Seine Folgerichtigkeit gründet darin, daß die auf Raumrelationen beruhende stabile Visualisierung der Sprache zweierlei bewirkt: Einmal kann damit ‚die‘ Sprache überhaupt erst zu einem gegenständlichen Objekt metasprachlicher Untersuchungen werden. Überdies läßt erst die Kulturtechnik des schriftlichen Ausdrucks mit der ihr eigenen Hierarchisierbarkeit von Sätzen, das Argumentieren zu einem Gemeingut werden. Und umgekehrt folgt daraus: Eine Sprachphilosophie, die nicht primär an der Möglichkeit der Sprache als idealisiertem Medium von Vernunft und Erkenntnis interessiert ist, sondern an der Wirklichkeit des Sprechens am Leitbild der verkörperten Sprache, wird die implizite Musikalität der Stimmlichkeit zu rehabilitieren versuchen.

#### Literatur:

- Aderhold, E. (1998): „Künstlerisches Sprechen – Gekünsteltes Sprechen? Ein Beitrag zum Thema ‚Freisprechen und Nachsprechen‘“, in: H. Gundermann (Hrsg.), *Die Ausdruckswelt der Stimme* (1. Stuttgarter Stimmtage, Akademie für gesprochenes Wort), Heidelberg, S. 51-62.
- Apel, K.O. (1986): „Die Logosauszeichnung der menschlichen Sprache“, in: H.G. Bosshardt (Hrsg.), *Perspektiven auf die Sprache*, Berlin, New York, S. 45-87
- Ax, W. (1986): *Laut, Stimme und Sprache. Studien zu drei Grundbegriffen der antiken Sprachtheorie*, Göttingen.
- Barthes, Roland (1990): „Die Musik, die Stimme, die Sprache“, in: ders., *Der entgegenkommende und der stumpfe Sinn. Kritische Essays III*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 279-285.
- Bastian, H.-J. (1985): *Theoretische Grundlagen und experimentelle Untersuchungen der Wirkung der Stimme in der sprechsprachlichen Kommunikation*, Halle.
- Bausinger, H. u.a. (Hrsg.) (1996): *Über das Hören. Einem Phänomen auf die Spur*, Tübingen.
- Bernet, R. (1990): „Derrida and the Voice of his Master (Edmund Husserl)“, in: *Revue Philosophique de la France et de L'Étranger* 115, S. 147-166.
- Böhme, Gernot (1995): *Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik*, Frankfurt am Main.
- Carson, A.: „The Gender of Sound“, in: *Thamyris* 1 (Autumn 1994), S. 10-31.
- Chomsky, N. (1986): *Knowledge of Language: Ist Nature, Origin, and Use*, Oxford/New York.
- Evans, J.-C. (1991): *Strategies of Deconstruction: Derrida and the Myth of the Voice*, Minneapolis.
- Fietz, R. (1992): *Medienphilosophie. Musik, Sprache und Schrift bei Friedrich Nietzsche*, Würzburg.
- Gadamer, H.-G. (1993): „Stimme und Sprache“, in: *Gesammelte Werke* 8, Tübingen, S. 250-271.
- Gauger, M. (1976): *Stimme und Gestalt*, Tübingen.
- Geissinger, J. (1994): *Auge und Ohr. Studien zur Erforschung der Sprache am Menschen*, Berlin.
- Geißner, H. (1981): *Sprechwissenschaft. Theorie der mündlichen Kommunikation*, Königstein.
- Ders. (1998): „Über den Brustton der Überzeugung – zur Semantik des Imponiergehaves“, in: H. Gundermann (Hrsg.), *Die Ausdruckswelt der Stimme*, Heidelberg, S. 102-108.
- Georgiades, T.G. (1985): *Nennen und Erklängen. Die Zeit als Logos*, Göttingen.
- Ders. (1958): *Musik und Rhythmus bei den Griechen. Zum Ursprung der abendländischen Musik*, Hamburg.
- Göttert, K.-H. (1996): „Vox. Ein vernachlässigtes Kapitel der Rhetorik“, in: H.F. Plett, (Hrsg.), *Die Aktualität der Rhetorik*, München, S. 57-66.
- Ders. (1998): *Geschichte der Stimme*, München.
- Groth, H.M. (1981): „On the Fundamental Experience of Voice in Language with some Notes on Heidegger“, in: *Philosophy Today* 25, S. 139-147.
- Gundermann, H. (1994): *Phänomen Stimme*, München/Basel.
- Ders. (Hrsg.) (1998): *Die Ausdruckswelt der Stimme*, 1. Stuttgarter Stimmtage, Heidelberg.
- Helfrich, H. (1985): *Satzmelodie und Sprachwahrnehmung. Psycholinguistische Untersuchungen zur Grundfrequenz*, Berlin.

- Henley, N.M. (1988): *Körperstrategien. Geschlecht, Macht und nonverbale Kommunikation*, Frankfurt am Main.
- Hospers, J.H. (1980): „Graphemics and the History of Phonology“, in: *Historiographia Linguistica* 7, S. 351-359.
- Houben, E.-M. (1995): „Mehr und mehr, immer mehr. Stimme als unmittelbare Entäußerung“, in: *Neue Zeitschrift für Musik* 156, S. 20-23.
- Ihde, D. (1966): „Some Auditory Phenomena“, in: *Philosophy Today* 10, S. 227-235.
- Ders. (1971): „A Philosopher listens“, in: *Journal of Aesthetic Education* 5, S. 69-76.
- Ders. (1970): „Studies in the Phenomenology of Sound: Listening, on Perceiving Person, God and Sound“, in: *International Philosophical Quarterly* 10, S. 232-251.
- Kedl, G.K. (1981): „Language: Sounds we use to Communicate“, in: *Philosophical Investigations* 3, S. 26-43.
- Kolesch, D. (1999): „Listen to the radio‘: Artauds Radio-Stimme(n)“, in: G. Ahrends u.a. (Hrsg.), *Forum Modernes Theater*, Bd. 14, 2, S. 115-143.
- Koller, H. (1963): *Musik und Dichtung im alten Griechenland*, Bern.
- Krämer, S. (1996): „Sprache und Schrift oder: Ist Schrift verschriftete Sprache?“, in: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 15, S. 92-112.
- Dies. (1999): „Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?“, in: H.E. Wiegand (Hrsg.), *Sprache und Sprachen in den Wissenschaften*, Berlin, New York, S. 372-403.
- Dies. (2002): „Sprache – Stimme – Schrift. Sieben Gedanken über Performativität als Medialität“, in: Uwe Wirth (Hrsg.), *Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*, Frankfurt am Main, S. 323-346.
- Dies. (2001): *Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen im 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main.
- Kristeva, J. (1978): *Die Revolution der poetischen Sprache*, Frankfurt am Main.
- Lagaay, A. (2000): *Metaphysics of Performance*, Berlin.
- Liebermann, P. (1967): *In tonation, Perception and Language*, Cambridge.
- Lo Piparo, F. (1988): „Aristotle: The Material Conditions of Linguistic Expressiveness“, in: *Versus. Quaderni di Studi Semiotici*, 50-51 (Mai-Dezember), S. 83-102.
- Lullies, H. (1972): „Stimme und Sprache“, in: E. Dunker u.a. (Hrsg.), *Hören, Stimme, Gleichgewicht*, München, S. 215-257.
- Mersch, D. (2000): „Jenseits von Schrift. Die Performativität der Stimme“, in: *Dialektik* 2, 79-92.
- Mertz, T.M. (1996): „Persona – per sonare oder meine Stimme – meine Stimmung“, in: S. Lemke, S. Thiel (Hrsg.), *Sprechen. Reden. Mitteilen. Prozesse allgemeiner und spezifischer Sprechkultur*, München/Basel, S. 128-136.
- Miller, J.A. (1989): „Jacques Lacan et la voix“, in: I. Fonagy e.a., *La Voix*, Paris.
- Müller, K. (1997): *Rhythmus und Sprache. Über den Einfluß musikalischer Vorerfahrung auf kognitive Strategien bei der Sprachverarbeitung*, Gießen.
- Müller-Blattau, J. (1952): *Das Verhältnis von Wort und Ton in der Geschichte der Musik. Grundzüge und Probleme*, Stuttgart.
- Nietzsche, Friedrich (1956): *Die Unschuld des Werden. Der Nachlaß, ausgewählt und geordnet von A. Bäumler*, Bd. I, Stuttgart 1956
- Nietzsche, Friedrich (KSA): *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe* hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Berlin/München 1980
- Pickett, J.M. (1980): *The Sounds of Speech Communication*, Baltimore.
- Pittam, J. (1994): *Voice in Social Interaction: an Interdisciplinary Approach*, London.
- Pittam, J., K.R. Scherer (1993): „Vocal Expression and Communication of Emotion“, in: M. Lewis, J. Haviland (Hrsg.), *The Handbook of Emotion*, New York, S. 185-197.
- Porter, J.I. (1986): „Saussure and Derrida on the Figure of the Voice“, in: *MLN* 101, 4, S. 871-894.
- Pott, H.-G. (1994): „Die Wiederkehr der Stimme“, in: A. Berger, G.E. Moser (Hrsg.), *Jenseits des Diskurses. Literatur und Sprache in der Postmoderne*, Wien, S. 79-102.
- Riethmüller, A. (1988): „Stoff der Musik ist Klang und Körperbewegung“, in: H.U. Gumbrecht, K.L. Pfeiffer (Hrsg.), *Materialität der Kommunikation*, Frankfurt am Main. S. 51-62.
- Schafer, R.M. (1988): *Klang und Krach. Eine Kulturgeschichte des Hörens*, in: H. Boehncke (Hrsg.), Frankfurt am Main.

- Scherer, K.R. (1978): „Personality Inference from Voice Quality: The Loud Voice of Extroversion“, in: *European Journal of Social Psychology* 8, S. 467-487.
- Ders. (Hrsg.) (1982): *Vokale Kommunikation*, Weinheim.
- Scherer, K.R., H. Giles (Hrsg.) (1979): *Social Markers in Speech*, Cambridge.
- Seidel, W. (1976): *Rhythmus: Eine Begriffsbestimmung*, Darmstadt.
- Senf, W. (1989): „Anthropologische Gesichtspunkte der Stimme“, in: *Sprache-Stimme-Gehör* 13, S. 19-25.
- Stratos, D. (1988): „Diplophonie et autre“, in: *Revue d'Esthétique* 13, S. 457-459.
- Taminaux, J. (1990): „Voice and Phenomenon in the Fundamental Ontology of Heidegger“, in: *Revue Philosophique de la France et de l'Étranger* 115, S. 395-408.
- Tillmann, H.G., P. Mansell (1980): *Phonetik. Lautsprachliche Zeichen, Sprachsignale und lautsprachlicher Kommunikationsprozeß*, Stuttgart.
- Tischer, B. (1993): *Die vokale Kommunikation von Gefühlen*, Weinheim.
- Trabant, J. (1988): „Vom Ohr zur Stimme. Bemerkungen zum Phonozentrismus zwischen 1770 und 1830“, in: H.U. Gumbrecht, K.L. Pfeiffer (Hrsg.), *Materialität der Kommunikation*, Frankfurt am Main, S. 63-79.
- Trojan, F. (1952): *Der Ausdruck der Sprechstimme. Eine phonetische Lautstilistik*, Wien/Düsseldorf.
- Ders. (1982): „Die Generatoren des stimmlichen Ausdrucks“, in: K. Scherer (Hrsg.), *Vokale Kommunikation*, Weinheim/Basel, S. 59-77..
- Vernant, J.P. (1987): *Mythos und Gesellschaft im alten Griechenland*, Frankfurt am Main.
- Vogel, Thomas (Hrsg.) (1996): *Über das Hören*, Tübingen.
- Waldenfels, B. (1994): *Antwortregister*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ders. (1994a): „Hearing oneself speak, Derrida Recording of the Phenomenological Voice“, in: L. Lawlor (ed.), *Derrida's Interpretation of Husserl*, Memphis, S. 65-77 (= Southern Journal of Philosophy 32, Supplement).
- Ders. (1994b): *Antwortregister*, Frankfurt am Main.
- Ders. (1999): *Vielstimmigkeit der Rede*, Frankfurt am Main (= Studien zur Phänomenologie des Fremden 4).
- Zumthor, P. (1983): *Introduction à la poesie orale*, Paris.
- Ders. (1984): *La poesie et la voix dans la civilisation médiévale*, Paris.
- Ders. (1987): *La lettre et la voix de la 'littérature' médiévale*, Paris.
- Ders. (1988): „Körper und Performanz“, in: H.U. Gumbrecht, K.L. Pfeiffer (Hrsg.), *Materialität der Kommunikation*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 703-713.
- Ders. (1982): „Voice, Language and Gesture in Modern Poetry“, in: *Paragone* 33, S. 8-25.